Nr. 34. Sonntag, 22. August. Jahrgang 1909.

Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

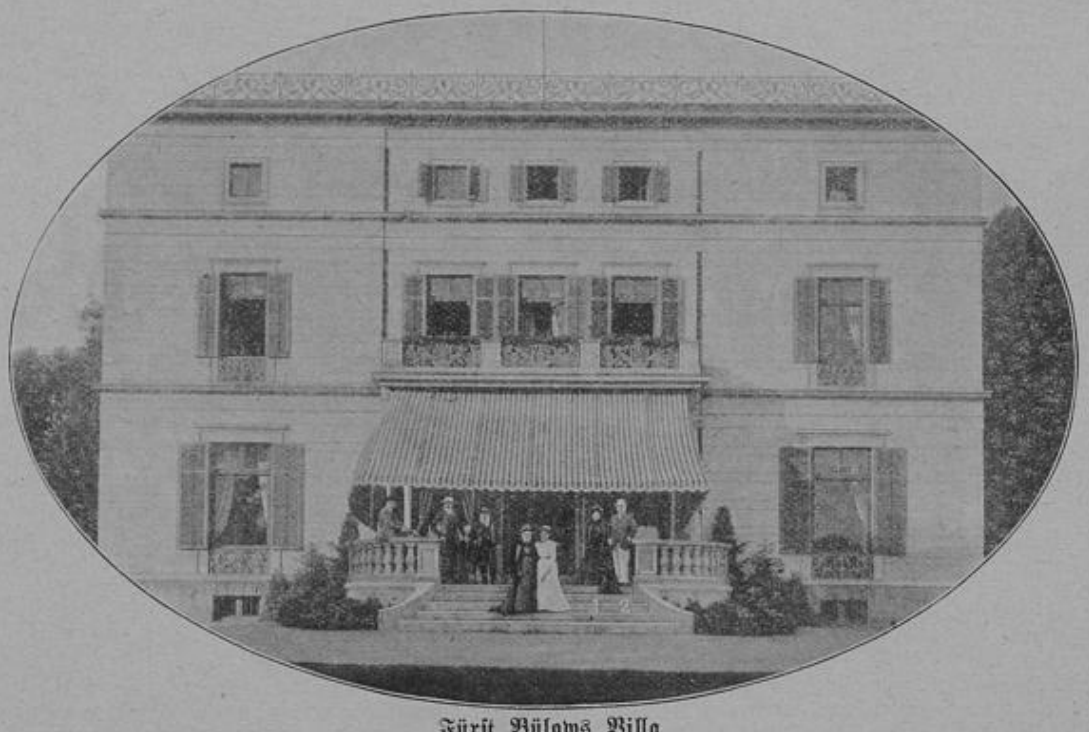
Fortsetzung. Nachdruck verboten.

An einem dieser Tage war es.

Graf Warminski war erst lange im Zweifel, ob er nach Tulnow fahren sollte. Heute waren alle Edelleute eingeladen, es war ein richtiges Fest, natürlich wurde auch getanzt, und er hatte noch tiefe Trauer. Schließlich konnte er es doch nicht übers Herz bringen, einsam und allein in Krzemien zu sitzen: „Ich brauche ja nicht zu tanzen!" dachte er.

In fünfzehn Minuten stand der Wagen mit den Orlowtrabern vor dem Schloßportal. Warminski kam rasch aus seinem Zimmer und die Fahrt begann. Der Graf war nicht bei Laune und achtete nicht auf die Schönheiten, die ausgebreitet zu beiden Seiten des einsamen Weges lagen. Nur manchmal wandte er hastig den Kopf nach jener Richtung, aus der ein verdächtiges Knacken und Rascheln geklungen. Fliehendes Wild brach durch das Unterholz, und Warminski blickte ihm mit den Augen des begeisterten Jägers nach.

Im Schlosse traf Warminski schon einige Gäste. Er kannte sie alle. Da war Nikolaus Tesierski mit Frau und Kindern. Man munkelte von ihm, daß er nur mittels gewisser Kunstgriffe sich über Wasser hielt. Das beeinträchtigte aber seine gute Laune keineswegs. Jovial klopfte er den Grafen auf die Schulter und redete auf ihn ein: Warminski brauchte nichts zu erwidern, denn jede Lücke des Gespräches füllte Tesierski mit einem schallenden Lachen aus. „A propos!" rief er plötzlich, „ich habe Ihnen ja noch gar nicht meine Aelteste vorgestellt, die eben aus Krakau nach Hause gekommen ist." Mit unruhigen Gesten wies er auf eine junge Dame, die während der Unterhaltung ein wenig zurückgetreten war und jetzt sich wieder näherte. Warminski wunderte sich wirklich, wie er Else Tesierski gegenüber stand. Er erinnerte sich ihrer, wie sie noch ein wildes, kleines Mädel war, mager, eckig, aber mit heißen lodernden Augen. Und jetzt stand sie vor ihm so groß und vornehm: das Gesicht war ein wenig unregelmäßig und trotzdem von vollendeter Schönheit, und aus diesem Gesicht sprühten und loderten die dunklen Augen. Keine ihrer Schwestern konnte sich an Schönheit mit ihr messen, ihnen fehlten die lebenden



Fürst Bülows Villa
in seinem Geburtsorte Klein-Flottbeck bei Altona: Fürstin Bülow (1), Fürst Bülow (2).

Augen; denn wenn man Else mit den anderen Damen verglich, dann war es einem zu Mute, als ob nun ihre Augen lebten, die der übrigen starr, tot seien.

Bald rollte Wagen auf Wagen heran; zahlreiche Gäste, alt und jung, Damen, Herren und Kinder füllten die Säle, und Graf Warminski plauderte bald mit diesem, bald mit jenem. Aber immer und immer stand er im Banne des einen Augenpaares, das mit seinen lodernden Blicken seine Seele seltsam entfacht hatte. Und immer wieder zog es ihn hin zu ihr, die in einem Kreise junger und älterer Herren — die Alten sahen aus der Ferne schmunzelnd zu — die Kraft ihrer Augen erprobte. Das tat sie mit einer solchen Grazie, mit einer Mischung von Herzlichkeit und Humor, daß ihr Sieg über die Herzen der jungen Männer ein geradezu glänzender war. Auch Graf Warminski war besiegt. Ein fieberhaftes Verlangen erfüllte ihn, die Liebe dieses Weibes zu erringen. Er vergaß in diesem Augenblicke alles, seine Aussichten, seine Pläne, das alles trat zurück vor dem heißen Gefühl, das seine Seele durchzuckte und aufwühlte. Die Augen, diese rätselhaften Augen, hatten es ihm sofort angetan, und er gab sich keine Mühe, gegen dieses süße, beseligende Gefühl anzukämpfen.

Und auch Else Tesierski schaute hier und da zu dem stolzen schönen Kavalier, der in jeder Beziehung alle seine Standesgenossen, die sich hier eingefunden hatten, überragte. Er war ihnen überlegen an Eleganz, Schönheit und Geist. Sie hatte für solche Vorzüge ein feines Auge. Sie hatte aber auch wahrgenommen, welchen Eindruck sie schon jetzt auf ihn gemacht hatte, und all die anderen Herren waren ihr plötzlich gleichgültig. Bald hatte sie alle ihre Bewunderer abgeschüttelt, und nun stand sie mit Warminski in einer Nische des großen Saales. In feenhafter Schönheit lag der Park mit seinen ungezählten Blüten vor ihnen. Goldener Glast, ein Flimmern und Schimmern, ein Sprühen und Funkeln allüberall. Wortlos schauten sie hinab auf all die Schönheiten. Ihre Herzen waren bewegt. Darum das Schweigen. Dann schmiegt sich seine schmale Hand an die ihre. Ein Liebkosen eigener Art liegt darin. Sie blicken auf. Aus beiden Augen schimmert verhaltenes Sehnen, seliges Bekenntnis liegt in diesen Blicken. Das ist, als ob jeder des Herzens und der Seele Flügeltüren weit geöffnet hätte und nun jubelnd rief: „Komm, nimm Besitz. Für dich, nur für dich bin ich geschmückt."

Das Diner war nicht gerade glänzend. Unter anderen Umständen wäre das Warminski, der von Wien aus verwöhnt war, sicher aufgefallen, heute merkte er nichts davon. Denn ihm gegenüber saß Else Tesierski, und an seiner Seite saß Siegismund Pawlewski, ein Mann, dem ein einziges gutes Gericht, ein Glas Wein viel mehr bedeutete, wie alle Tiraden seiner Nachbarn. Er aß, trank und warf nur hier und da mit witzigen Sarkasmen um sich. So konnte Warminski sich ganz Else widmen. Heute gab er sich natürlich, ohne Pose und Phrase, er sprach mit Wärme, und seine Worte machten sichtlich Eindruck auf Else. Ach, das war ein köstlich Plaudern, so zwanglos herzlich und doch nicht inhaltlos.

Nach dem Diner wurde im anstoßenden Saale getanzt. Es erschien ihnen wie etwas Selbstverständliches, daß sie den ersten Tanz zusammen machten, und auch in den folgenden Stunden tanzten sie häufig zusammen.

In einer Ecke des Saales aber saß Frau Tesierski und blickte ziemlich mißmutig und trübe in die Welt. Sie hatte auf Else so große Hoffnungen gesetzt, hatte sich ihre Erziehung soviel kosten lassen, und jetzt warf sich diese Else an den Grafen Warminski weg, der dem Ruin ebenso nahe war, wie die Tesierski. Aber sie war keine Frau, die Aufsehen erregte, nach dem Feste, zu Hause, war noch immer Zeit, dem törichten Kinde den Kopf zurechtzusetzen. Dann unterstützte sie ihr Gemahl, der jetzt in irgend einem Zimmer saß und spielte.

Else und Warminski aber kümmerten sich nicht um alles Tuscheln, alle schadenfrohen und trüben Blicke. Die Erde mit ihrer Misere war für einige Stunden verschwunden, und sie wandelten in einem Paradies.

Und es folgten noch viele glückliche Tage. Trotz der energischen Strafpredigt, die Frau Tesierski am Tage nach dem Tulnower Feste Else hielt, vermochte sie nicht jene Liebe zum Schweigen zu bringen, die dort erstanden war. Die beiden Liebenden sahen sich offen und heimlich. Sie sprachen zu einander von ewiger, treuer Liebe, die nur der Tod auszulöschen vermag.

Das waren Augenblicke ungetrübten Glückes. Und jedesmal entzündete sich des einen Liebe an des anderen Glut zu lodernder Flamme.

Aber es gab auch für beide, Else und Warminski, Stunden, wo sich die Aussichtslosigkeit ihrer Liebe wie ein Alb auf ihrer Seele legte. Wenn Graf Warminski die Wälder durchstreifte oder in Krzemien sich langweilte, dann trat einem drohenden Gespenst gleich die Zukunft auf. Sie hatte sich Gestalt und Gewand der grauen Sorge geliehen. Dann sprach die Zukunft: „Was willst du denn mit deiner Liebe? Ihr werdet beide betteln gehen müssen. Ja, betteln! Oder was willst du denn tun, um dich, dein Weib und die Kinder zu erhalten? Arbeiten? Nano! Du kannst ja nichts! Deine Leutnantsgage ist ja nicht einmal als Taschengeld ausreichend. Ihr wollt warten! Schön so! Wartet nur, wartet, bis Jugend und die Fähigkeit, glücklich zu sein, und glücklich zu machen, von euch gegangen ist, bis die Liebe, eure törichte unbedachte Liebe gestorben ist!"

So sprach die Zukunft.

Und Graf Warminski gab dieser boshaften Weisheit recht. Es war Torheit, Verbrechen um des Phantoms Liebe willen, Elsas Schicksal für Lebenszeit an das seine zu ketten.

Aber seine Liebe war kein Phantom. Sie war etwas Großes, Wunderbares, etwas, was seine Seele in den tiefsten Tiefen erschütterte, was ihn stark, mutig, heldenmütig machte.

Das entgegnete sein Herz auf die skeptischen Urteile des Verstandes.

Doch auch sein Herz vermochte den Verstand nicht zu überzeugen, der Glauben an seine Kraft und seinen Heldenmut stand auf schwachen Füßen:

Immer häufiger kamen solche, bittere, niederdrückende Stunden mit ihren Anklagen, mit ihrem Hohn, mit ihren Versuchungen, die junge Liebe zu Falle zu bringen.

Und auch der Urlaub ging zu Ende.

Noch acht Tage, dann reiste der Graf wieder nach Wien. Und er wußte noch nicht, woher er das Geld für die folgenden Monate hernehmen sollte. Wenn es bekannt wurde, daß er mit einem armen Mädchen sich verloben wolle, und leugnen konnte er es ja nicht, lieh ihm kein Mensch einen Gulden, und die ganze Geschichte nahm schon jetzt ein schmähliches Ende.

Seine Phantasie entwarf Bilder von der Zukunft, und als letztes Bild rollte sie etwas Häßliches, Trauriges auf: er stand da, mit einer Pistole in der Hand, und schickte sich an, eigenmächtig der Erde mit ihrem Leid zu entfliehen.

„Wäre es nicht gescheiter, schon jetzt ein Ende zu machen?" fragte sich Graf Warminski.

Aber die Lust zum Leben war noch zu groß in ihm. Nein, das tat er nicht, so trat er nicht von der Lebensbühne ab. Und ihm war's, als stände jemand neben ihm, der grinste, rieb sich die Hände und sagte kichernd: „Wenn du kein Narr bist, dann entsage dieser törichten Liebe, die euch beide unglücklich macht."

Nun ging Warminski mit raschen Schritten nach Hause, setzte sich in sein Zimmer und schrieb an Else folgenden Brief:

Geliebte!

Unsere Liebe wird unser Leid. In acht Tagen soll ich zum Regiment zurückkehren. Und dann wird das Ringen um die lumpigen paar Gulden beginnen, die nun einmal zum Leben notwendig sind. Dann wird das Warten auf unserer Liebe Erfüllung beginnen. Und wir werden warten müssen, bis wir alt, untauglich zum Leben und Lieben sind. Geliebte, sag mir, ob du Mut hast, zu warten. Wenn nicht, dann laß uns ein Verhältnis lösen, das wir eingingen zu unserem Glück, das aber zu einer unerschöpflichen Quelle des Unglücks für uns werden muß. Suche es zu ermöglichen, nächsten Donnerstag um drei Uhr im Wäldchen Wygoda zu sein. Du kannst ja mit dem alten, tauben Reitknecht kommen, dann fällt das nicht auf. Daß er nicht plaudert, dafür wollen wir schon sorgen. Aug in Aug wollen wir dann unsere Liebe richten . . ."

Der Bote brachte einen Zettel, in dem als Antwort auf diesen Brief nur die Worte standen:

„Ich komme! Else!"

Der Donnerstag kam. Lange vor der festgesetzten Zeit ritt Warminski am Rande des Wäldchens Wygoda auf und ab. Eine fieberhafte Unruhe zehrte an ihm und trieb ihn fort aus Krzemien. Er ritt, daß die Funken stoben. Das tat ihm gut, lenkte ihn ab. Aber er konnte nicht ewig durch die Welt sprengen, viel zu früh winkte das Ziel. Nun mußte

er doch denken. O, dieses Denken! Was hatte er in den letzten Tagen nicht alles gedacht! Er war abergläubisch und romantisch geworden, war in dem großen Saal, von dessen Wänden die Bilder seiner Ahnen auf ihn herniederschauten, auf- und abgegangen. Geschichten von verborgenen Schätzen, geheimen Schränken waren ihm eingefallen. Er hatte darüber gelacht, wie nur ein aufgeklärter Mann lachen kann. Aber er hatte doch hier gepocht, da gedrückt, vergebens. Mit der Romantik war es nichts. Und nun war er entschlossen, ein Ende zu machen. Kühl und sachlich wollte er Else seine Lage auseinandersetzen, und dann von ihr Abschied nehmen für immer.

Da, in der Ferne wirbelte Staub auf.

Warminski zog sich tiefer ins Gebüsch zurück, band sein Pferd an einen Baum und wartete. Er trat wieder näher an den Weg. Else kam zu Fuß, das Pferd hatte sie dem alten Reitknecht übergeben. Nun sah sie den Grafen. Sie eilte auf ihn zu. Ihr Gesicht war einige Nüancen bleicher, sonst sah man ihr keine sonderliche Erregung an. Nur ihre Stimme bebte. Sie sagte: „Also nun kommt das Ende, der Abschied!" Warminski erwiderte, sie an sich ziehend: „Liebe, du weißt, wie es um mich steht, Krzemien ist überschuldet. Was soll ich machen? Ich bin an Wohlleben gewöhnt. Das tägliche, stündliche Entbehren, die kleinen Sorgen des Alltags würden mich zerdrücken, sie wären unserer Liebe Totengräber. So laß uns scheiden, und unsere Liebe wird uns noch in späteren Tagen eine leuchtende Erinnerung sein, sie wird nicht sterben . . ."

Else nickte. Sie sah Warminski voll an und sprach: „Früher oder später, einmal kam es doch. Was nicht geht, das geht nicht. Mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen, kann nur Toren einfallen. Solche Narren sind wir nicht. Laß uns rasch Abschied nehmen! Lebe wohl, mein Freund, werde glücklich!" Er schloß sie in seine Arme. Dahin war die Ruhe. Er küßte und küßte sie wieder und kostete dieses süß-schmerzliche Glück des Abschiedsnehmens aus.

Else riß sich los. „Nicht sentimental werden!" sagte sie bestimmt. „Sentimentalität taugt nicht für uns. Lebe wohl!"

Warminski stand da und rang mit sich. Da rauschte ihr Kleid, die Büsche knackten. Alles war vorüber.

Und er stand und stand und konnte sich nicht losreißen. Er sah nichts, und er hörte nichts, hörte nicht die leisen Schritte, das Knacken der Zweige. Aber er blickte auf. Und vor ihm stand abermals Else. Wie er sie ansah, schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte: „Es — ist — doch — so schwer!" sprach sie schluchzend, „fast geht es über Menschenkraft." Und noch einmal warf sie sich an seine Brust.

Doch sie beruhigte sich rasch. Sie mußte eine staunenswerte Willenskraft haben; denn was sie jetzt sagte, klang fast heiter, neckisch: „Na, wenn wir uns später mal wiedersehen, du verheiratet, ich vielleicht auch, werden wir lächeln, dann ist alles vergessen. Und nun leben Sie wohl, Graf Warminski."

Sie legte einen besonderen Ton auf das „Sie" und „Graf", neigte graziös ihr Köpfchen und ging.

Warminski blickte ihr erstaunt nach.

Else hatte ihn aus allen Himmeln gerissen. Der Sprung in die prosaische Wirklichkeit war ja nicht angenehm, wirkte aber erleichternd. Was konnte denn das Lamentieren helfen? Sie hatten die Sache als praktische Menschen erledigt, jetzt hieß es die Konsequenzen ziehen.

Mit ganz anderen Gefühlen machte sich der Graf auf den Heimweg. Seine Liebe gehörte jetzt der Vergangenheit an. Vorhin war alles Gegenwart, drückende, quälende Gegenwart. Kein Gedanke an die Zukunft, nichts Frohes, Erhebendes hatte kommen wollen. Und jetzt, während er im Trab nach Hause ritt, dachte er an Wien. Ein schönes Plänchen, wie er zu Geld kommen konnte, reifte in ihm, vorhin war ihm nichts, rein gar nichts eingefallen, morgen war, wenn er nicht irrte, in Slaventin Pferdemarkt. Da mußten die beiden Orlowtraber und ein paar Füllen hin. Das gab Geld. Graf Warminski kalkulierte auf fünf- bis sechstausend Gulden. Nun, damit ließ es sich schon eine Zeitlang leben. Wenn er nicht extravagant war, hielt er es zwei Jährchen aus. Und bis dahin. — Fast hätte Warminski laut aufgelacht über dieses „bis dahin." — Aber er lächelte nur und spornte seinen Gaul zu größerer Eile an. Diese Eile galt dem morgigen Jahrmarkt. Und hatte er erst Geld in den Fingern, dann Krzemien, Ade. Dann kehrte er der Einsamkeit den Rücken.

Einige Wochen später war Graf Warminski wieder im alten Gleise. Er hatte sofort seine vornehme Junggesellenwohnung wieder bezogen und sah mit Ruhe der Zukunft entgegen. Das Trauerjahr war vorüber, als die Saison mit ihren Vergnügungen einsetzte. Warminski versäumte kein Fest. Er war entschlossen, rasch eine Wahl zu treffen und dann zu heiraten. Aber die Wahl war nicht leicht. Der elegante Kavalier verstand es, die Damenherzen zu bezaubern und gar manche hohe Dame blickte ihm verlangend nach.

Da tauchte am gesellschaftlichen Himmel der Hauptstadt ein neuer Stern auf, dem alle begeistert huldigten. Fürst Bogdan hatte mit seinen Töchtern Wien einen Besuch abgestattet, und die vornehmen Zirkel wetteiferten um die Ehre, den Fürsten zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Mary Bogdan, des Fürsten jüngere Tochter, war eine seltene Schönheit. Selbst die Damen mußten zugeben, daß man sich etwas Süßeres, Lieblicheres kaum denken können. Sie war noch ein halbes Kind, freilich mit den Allüren der großen Dame. Erstaunt nahm sie die Huldigungen der jungen und alten Aristokraten entgegen. Zu Hause hatte man das junge Prinzeßchen immer noch als Kind behandelt und hier war sie Herrscherin, Königin. Ein stolzes Gefühl erfüllte ihr Herz. Das Bewußtsein, daß diesen stolzen Kavalieren jeder leise Wunsch ihres Herzens als Befehl galt, berauschte sie. Da lernte sie den Grafen Warminski kennen. Auf einem Maskenfest war es. Ueberall feenhafter Glanz und Schimmer, überall ein Wogen und Fluten, ein Kommen und Verschwinden, ein Lachen und Scherzen. Da nähert sich dem fürstlichen Kinde eine stolze sieghafte Erscheinung. Aus der Maske blitzten zwei dunkle Augen an. Der Mann trägt die Tracht der spanischen Ritter zur Zeit Karls V. Nun begrüßte er sie, und seine Stimme ist tief und klangvoll und schmeichelt sich ein wie des Ritters Gestalt. Sie kommen bald auseinander, aber ihre Augen suchen und finden ihn immer wieder im Gewühl. Ein seltsames Gefühl erfaßte sie. Erst ist das nur Neugierde, nichts als Neugierde. Wer der stolze, schöne Mann nur sein mag! Er kann nur schön sein! Wieder erblickt sie ihn. Wenn er doch käme, wieder mit ihr spräche! Er ist so lieb. Und ihr Wünsch erfüllt sich. Auch er schien sie gesucht zu haben. Er hat erfahren, wer sie ist. Nun naht er ihr huldigend wieder, und sie rechnet die Augenblicke, da er an ihrer Seite plaudert, zu den köstlichsten ihres Lebens.

Von diesem Tage ab verlebte Graf Warminski jedes Fest an der Seite der Prinzessin. Es fiel ihm gar nicht ein, vor sich und anderen die Tatsache abzuleugnen, daß er sich um ihre Gunst bemühe. Der Gedanke, daß es in seiner Macht stand, Mary Bogdan für sich zu gewinnen, hatte etwas Erhebendes für ihn. Die Prinzessin war die verkörperte Anmut. Zwar konnte sie sich in bezug auf Schönheit und Geist mit Else Tesierska nicht messen. Else mit ihren unergründlich tiefen Augen, aus denen ein sprühender, auf das Große gerichtete Geist sprach, war dem ein wenig verwöhnten Fürstenkinde überlegen. So urteilte Warminski. Unbewußt hatte er schon früher, bald nach der Rückkehr aus Krzemien, alle Damen, die für ihn in Betracht kamen, mit Else verglichen, und keine hatte an das Ideal seines Herzens heranreichen können. Die Prinzessin Bogdan gefiel ihm noch am besten, und sie machte auch kein Hehl daraus, daß er hoch in ihrer Gunst stand. In ihren blauen Kinderaugen las er das Bekenntnis: Ich bin dir gut! Das machte Eindruck auf ihn, schmeichelte ihm, und bald trat er ihr mit einem warmen Empfinden gegenüber. Er gab sich Mühe, die Vorzüge, die er aufzuweisen hatte, ins rechte Licht zu rücken; denn eine Verbindung mit der Tochter dieses alten Fürstenstammes bedeutete für ihn Befreiung aus aller Not. Fürst Bogdan war reich; außer großem Landbesitz nannte er verschiedene industrielle Anlagen sein eigen. Der Schwiegersohn des Fürsten Bogdan war für alle Zeiten gesichert, Reichtum und Ansehen warteten seiner, ein schönes Weib, ein sonniges Heim winkte ihm. Er brauchte nur zuzugreifen.

Das alles erwog Graf Warminski, und sein Entschluß stand fest in ihm, mit allen Mitteln nach dem Besitz des Mädchens zu streben, um durch diese Verbindung Reichtum und Ansehen zu erlangen, das verwitterte Wappenschild seines Stammes mit neuem Glanze zu umgeben. Und dann kam jene Stunde, wo er zu Mary von seiner Liebe sprach. Das Herz der Prinzessin hüpfte vor Wonne und Seligkeit, ein Jubeln ging wie Frühlingssturm durch ihre Seele, denn der Mann lag liebeflehend zu ihren Füßen, dem vom ersten Anblick an ihres Herzens heiße Liebe gehörte. Sie hatte das Ideal des Mannes gefunden, von dem ihr romantisches Köpfchen vor dem Eintritt in die Welt geträumt. Der Mann gehörte ihr, den so viele erlesene Schönheiten offensichtlich ausgezeichnet hatten, o, sie hatte das wohl bemerkt, wie die

Der greise Prinzregent Luitpold von Bayern im Hochgebirge.

Damen ihre lohenden Blicke verschwendeten, um sein Herz zu entflammen; eine geheime Angst und Eifersucht hatte sie scharf beobachten gelehrt. Und jetzt gehörte der stolze, schöne Mann ihr, ihr allein! Das Entzücken, das sie darüber empfand, leuchtete aus ihren Blicken, es zitterte wieder in dem einen Worte, das sie als Entgegnung seines heißen Liebeswerbens aussprach: „Lieb!" Da nahm er sie in seine Arme wie ein Kind, und sie ruhte an seinem Herzen wie ein Vögelein, das nach seinem ersten Flug in die Welt mit einem Jubellaut das weiche warme Nest der Eltern wiederfindet.

Fürst Bogdan war über diese so unvermutet gekommene Liebe seiner jüngsten Tochter ein wenig überrascht. Er hatte mit ihr ganz andere Pläne gehabt. Aber er war viel zu sehr Vater, als daß er sich dem Glück des geliebten Kindes entgegengestellt hätte. Zudem hörte er von Warminski nichts Nachteiliges, daß er arm war, hatte in den Augen des Fürsten nicht viel auf sich. Er taxierte den Wert eines Edelmannes nicht nach der Größe des Geldbeutels. Zudem war er ja in der Lage, seiner Tochter eine Mitgift zu gewähren, mit der sein Schwiegersohn sich schon rangieren konnte. So waren bald alle Bedenken beseitigt, und die beiden Liebenden sahen ihr Wünschen erfüllt.

Um diese Zeit war es. Handwerker und Künstler schalteten und walteten in Schloß Krzemien, um den alten, verkommenen Herrensitz wohnlich und behaglich zu machen. In baulicher Beziehung ließ sich in der kurzen Zeit freilich nicht alles bewältigen; der Schäden waren zu viele. Graf Warminski hat nach kurzer Prüfung entschieden: Die beiden Seitenflügel bis zu den Flankentürmen werden nur als Ruinen erhalten, dafür ist auf den Ausbau des mittleren Hauptbaues die größte Sorgfalt zu verwenden. Und in der Tat, Schloß Krzemien bot nach der Restaurierung einen geradezu malerischen Anblick. Die beiden Seitenflügel bedurften keines Verputzes: Efeu und wilder Wein umrankten die Gemäuer, schlangen sich durch die Fensterkreuze hin und her; soweit das Auge reichte, sah es nichts als ein Geranke von grünen Blättern vom zartesten Hellgrün bis zum tiefsten Dunkel. Der Mittelbau besaß freilich nicht diesen malerischen Anstrich; hier hatten kunstfertige Hände nachgeholfen und dem neuen Verputz eine dunkle Tönung gegeben, die trefflich zu den altertümlichen Formen des Schlosses paßte. Ueber dem Hauptportal strahlte im neuen Glanz das Wappen der Warminskis.

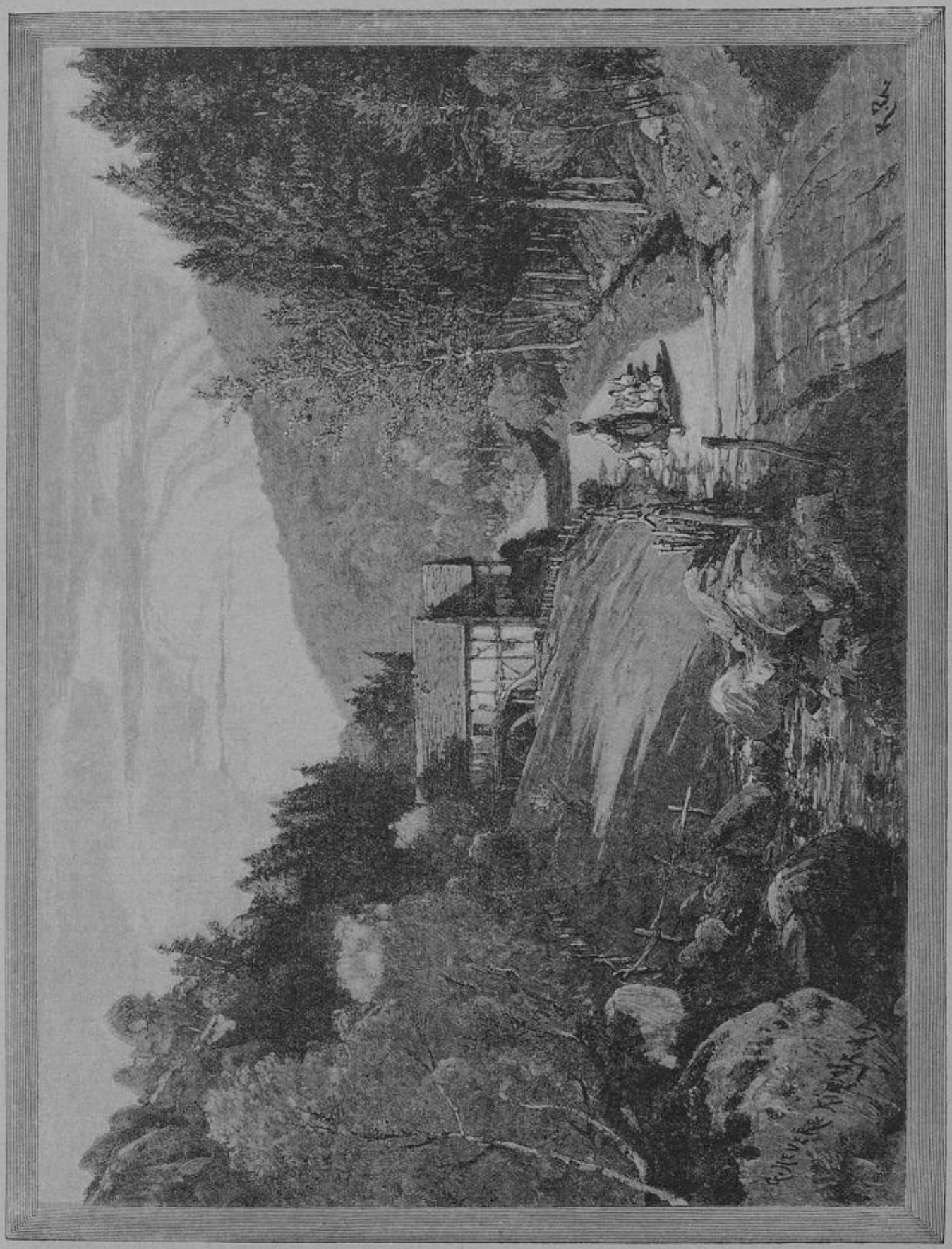
So sah Schloß Krzemien aus, als das junge Paar seinen Einzug hielt. Und es schien, als sei der lachende Sonnenschein, der am Tage des Einzuges allenthalben auf den blanken Kieswegen wie auf den grünen Matten, auf Haus und Dach sein frohes, neckisches Spiel getrieben, mit ins Haus geschlüpft, eitel Lust und Glück war in allen Räumen des alten Schlosses. Graf Warminski mußte sich gestehen, daß im Laufe der Bräutigamszeit sein Herz sich zu regen begonnen hatte; die süße, holde Anmut der Braut schmeichelte sich ihm in Herz und Sinne; die naive Kindlichkeit Marys wirkte wie Balsam auf seine Seele. Das Bewußtsein, durch diese Heirat mit einem Schlage alle materiellen Sorgen be-

Steuereinnehmer Hartmann aus Rutzheim in der Pfalz.

Der neue Rektor der deutschen Universität Prag, Professor Dr. Josef Zaus.

seitigt zu haben, machte ihn froh und im gewissen Sinne glücklich. Zwar hatte er nicht alle Schulden tilgen können und wollen. Einmal war die Last sehr groß, dann aber hielt

Graf Warminski spielte jetzt unter seinen Nachbarn eine ganz andere Rolle als früher. Mit ein wenig Neid und ein bißchen Ehrfurcht blickten sie auf ihn, der das erreicht hatte,



Landschaft aus Westfalen.

er es für geraten, etwas Kapital in Reserve zu haben. Noch war er sich nicht klar, was er damit beginnen wollte, aber er hatte ja noch Zeit.

was ihnen allen als das Ziel ihrer Wünsche galt: Reichtum und Ansehen. Auf seine junge Gemahlin sahen sie mit Scheu. Sie war so ganz anders als die Damen ihres Krei-

ses, zwar nicht stolzer, aber in jeder Beziehung feiner; es war, als ginge von der Elfengestalt der jungen Gräfin ein zarter Hauch aus, der zu der von Formeln und zeremoniell gekleideten Gewöhnlichkeit des Krzemiener Kreises in Widerspruch stand. Und auch Gräfin Warminski fühlte sich nicht behaglich in der neuen ungewohnten Umgebung.

Geduldig war sie von Schloß zu Schloß gefahren. Die Fahrt durch die schweigenden Wälder an der Seite ihres Mannes, der ihr so überaus lieb und teuer war, gewährte ihr an und für sich hohen Genuß, doch die laute, aufdringliche Gastlichkeit der Nachbarn war für sie eine Quelle unangenehmer Gefühle, und sie war jedesmal froh, wenn sie wieder in Krzemien anlangten. Der Graf gab sich Mühe, seiner Gemahlin den Aufenthalt in dem alten Schloß so angenehm wie nur möglich zu machen. Er selbst liebte ja das Feine, Traute, wenn er auch der rauschenden Geselligkeit nicht entbehren konnte. Jeder Wunsch der Gräfin inbezug auf Ausstattung, Lektüre, kleine Feste im intimsten Kreise, meist wurden nur die Lusenskis eingeladen, ging in Erfüllung. Auch das hatte er ihr zugesagt, mit Anbruch der rauhen Jahreszeit nach dem Süden überzusiedeln, und die Gräfin offenbarte eine fast kindliche Freude darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Tilbury-Tower.

Erzählung von Werner Schmidt-Eilbeck.

(Nachdruck verboten.)

In dem Dock von Tilbury flammten die Lampen auf. Der Herbsturm legte sich mit aller Macht in die schaumbedeckten Wellen der Thames, jagte sie klatschend gegen die leise auf- und abwiegenden Körper der Dampfer und rüttelte dann mit eisernem Finger an den dichtgeschlossenen Fensterladen der niedrigen Häuser. Scharf traten aus dem abendlichen Dunkel die wuchtigen Umrisse eines viereckigen Turmes hervor. Wie ein glühendes Auge starrte das einzige erleuchtete Fenster auf die schwarz-gurgelnden Wasser der Thames.

Verfehmt bleibt, was das Volk mit dem Schleier des Unheimlichen umgibt!

Seeräubern hatte der düstere Bau einst zu Wilhelm des Eroberers Zeiten als Zuflucht gedient. Blutige Tragödien mochten sich in diesen Mauern abgespielt haben; doch die Steine waren stumm und begruben mit sich die Geheimnisse vergangener Jahrhunderte.

Die Phantasie der Bürger bevölkerte den einsamen Turm mit schemenhaften Gestalten aus grauer Vorzeit und ließ nächtlich Stöhnen und Klagelaute aus den verschwiegenen Mauern dringen.

Endlich erstand wieder neues Leben im „Tilbury-Tower" wie die Bürger das Bauwerk nannten. Ein neuer Bürger zog in die Mauern der Stadt ein. Colin Almurie nannte er sich und wollte aus Schottland stammen. Tiefschwarz wie sein Haar waren die glutvollen Augen, und über seine weiße Stirn zog sich eine breite Hiebnarbe. Er war ein Fechtmeister von Profession, und unter seiner Leitung bildete sich in der Stadt ein Fechtklub. Als er von dem sagenhaften Turme hörte, erbat er sich die Erlaubnis, den unbenutzten Raum in einen Fechtsaal umwandeln zu dürfen. Gegen eine geringe Vergütung wurde ihm die Genehmigung erteilt, und bald durchhallte an den Uebungsabenden Lachen und fröhliches Geplauder, vermischt mit dem hellen Klange aufeinanderschlagender Waffen, den hohen Raum. —

An diesem Herbstabende brannte wieder Licht im Turme. Doch nur zwei Herren hatten es gewagt, bei diesem Sturmwetter das Haus zu verlassen und sich hier einzufinden: nämlich Colin Almurie, der Fechtmeister und Henry Fairfax, ein junger Arzt.

Ein lodernde Feuer brannte im Kamin und die Männer hatten sich die bequemen Lehnsessel dicht an die Glut gerückt. Wenn einmal knisternd ein Buchenkloben barst, huschten die Flammen gespenstisch über die blauen Säbel und Bajonette, welche in langen Ständern an den Wänden hingen.

Der junge Arzt ließ seinen Blick über die Waffen gleiten.

„Sie sind noch immer nicht überzeugt, daß ein Bajonett eine gefährlichere Waffe ist als ein Säbel, Mister Almurie?" wandte er sich lebhaft an den Fechtmeister.

Dieser hatte träumerisch in die Glut geblickt. Bei der Anrede des Arztes hob er langsam den Kopf.

„Nein, ich glaube es nicht. In meiner langjährigen Praxis habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß der Säbel die überlegene Waffe ist." Er sprach schwer und ausdrucksvoll, als ob er jedes Wort betonen wollte.

Henry Fairfax sah ihn ungeduldig an. „Sie behaupten es immer, aber beweisen kann doch nur ein Versuch im Ernstfalle es. Erst, wenn man in Lebensgefahr ist, entwickelt man seine ganze Ausdauer und Geschicklichkeit. Ich wenigstens getraue mir, mit einem Bajonett selbst einen gewandten Säbelfechter im Zaum zu halten!"

Colin Almurie ließ für einen Moment seine Augen auf der Gestalt des jungen Doktors ruhen.

„Ich glaube nicht, daß Sie es können!" erwiderte er kurz, und stieß dann leicht mit der Fußspitze gegen die brennenden Scheite, so daß sie prasselnd zusammenstürzten. Henry Fairfax biß sich ärgerlich die Lippe; aber er blieb stum. Nach einem minutenlangen Stillschweigen erhob sich der Fechtmeister und zog seine Uhr hervor. „Es ist bereits ein Viertel auf zehn, Mister Fairfax. Mitglieder werden wohl nicht erscheinen." Er horchte auf das Brausen des Sturmes und fuhr dann fort: „Es ist eine schlimme Nacht, wollen Sie mich begleiten?"

Der Arzt schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich will noch etwas bleiben. In unserer Bibliothek habe ich einen äußerst spannenden Roman entdeckt und den möchte ich noch zu Ende lesen. Gerade heute bin ich hier ungestört, und das Feuer soll doch auch nicht umsonst brennen."

Er trat auf ein schmales Bücherbrett zu und suchte sich den gewünschten Band heraus, während sich der Fechtmeister den Paletot überzog.

„Nun, gute Nacht, Mister Fairfax. Löschen Sie, bitte, beim Fortgehen die Lampe aus und schließen Sie um. Den Schlüssel lasse ich morgen von Ihrer Wohnung abholen."

Nach einem kurzen Händeschütteln verabschiedeten sich die beiden Männer, dann war Henry Fairfax allein im Tilbury-Tower.

Unaufhaltsam rückte der Zeiger der kleinen Uhr vor. Die hallenden Glockenschläge der Stadtkirche Tilburys führten die Gedanken des jungen Arztes wieder der Wirklichkeit zu. Vielleicht war er seit Jahrhunderten der erste, welcher hier die Mitternachtsstunde zubrachte.

Einige Zeit mochte er sich wieder in den Roman vertieft haben, da ergriff ihn ein unbehagliches Gefühl. Obwohl er seine Gedanken auf das vor ihm liegende Buch konzentriert hatte, empfand er deutlich, daß er beobachtet wurde. Wie er mechanisch den Kopf wandte, sprang er bestürzt empor.

In dem dunkleren Hintergrunde stand eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt. Das Gesicht wurde zum Teil durch eine Halbmaske verdeckt. Der Vermummte trat langsam einen Schritt vor, und jetzt erst gewahrte Fairfax in der Rechten des unheimlichen Besuchers den blitzenden Lauf eines Revolvers. Einen Moment überlegte der vollständig Ueberraschte, was er zu seiner Rettung beginnen sollte. Der Fremde versperrte den Ausgang, an eine Flucht war also nicht zu denken. Fairfax Blick glitt nach der jenseitigen Wand des Raumes, wo die Waffen hingen. Um zu ihnen zu gelangen, hätte er das Zimmer durchqueren müssen, und daran hinderte ihn der Revolver des verwegenen Eindringlings. Der nächtliche Gast schien die Gedanken des Doktors zu erraten, denn er trat schnell einige Schritte vor und begann mit fremdartiger, klangvoller Stimme:

„Versuchen Sie keinen Widerstand, sonst konnte ich leicht nervös werden und unbeabsichtigt den Finger zu sehr an den Abzug pressen. Wollen Sie die Güte haben, und Ihre Wertsachen dort auf den Tisch neben sich legen"

Fairfax sah ein, daß er hier, entfernt von den nächsten Wohnstätten, vollständig in der Gewalt des Räubers war. Sich ruhig fügen war am vernünftigsten; so senkte er denn seine Hand in die Brusttasche, um seine Brieftasche hervorzuziehen, doch ein scharfer Ruf des Maskierten ließ ihn jählings innehalten. Wieder richtete sich der Lauf des Revolvers drohend auf seine Brust.

„Halt, Sie könnten eine Waffe in der Tasche verborgen haben und ich möchte unnötiges Blutvergießen verhindern. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie keine Waffe bei sich führen, oder doch wenigstens nicht versuchen wollen, sie zu gebrauchen!"

„Ein sonderbarer Mensch, selbst ein Ehrloser, ein Räuber, verläßt er sich noch auf anderer Ehrenwort," dachte Fairfax und er konnte es, trotz der unangenehmen Situation, in welcher er sich befand, nicht verhindern, daß ein flüchtiges Lächeln um seinen Mund spielte.

„Ich gebe mein Wort!" sagte er kurz und begann dann ruhig seine Taschen zu entleeren, Gott dankend, daß er nur eine geringe Summe bei sich führte.

Der Fremde war jetzt in den Lichtkreis der Lampe an den Tisch getreten. Lässig hielt er den Revolver in der Hand; aber Fairfax bemerkte doch, daß jede seiner Bewegungen scharf beobachtet wurde.

„Ist das alles?" forschte der Eindringling, als Fairfax endlich die Hand sinken ließ. Auf ein bejahendes Kopfnicken des Arztes rückte er einen Sessel an den Tisch, Fairfax durch eine Handbewegung einladend, gleichfalls Platz zu nehmen. Er untersuchte dann die gemachte Beute. Unter anderem hatte der Doktor auch seine Zigarrentasche abgegeben. Der Vermummte entnahm ihr mit spitzen Fingern eine Zigarre und reichte die Tasche dann seinem Opfer hinüber.

„Hier, bitte, darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Es plaudert sich besser beim Rauchen."

Wieder konnte Fairfax ein Lächeln nicht verbergen, als er eine seiner eigenen Zigarren entgegennahm.

Der andere hatte seine Zigarre in Brand gesteckt und bot jetzt dem Arzte das brennende Zündholz.

„Bitte sehr, darf ich Ihnen etwas Feuer geben? Sie müssen verzeihen, daß ich mich Ihnen nicht vorgestellt habe; aber Sie müssen einsehen, daß mein Geschäft mir dies verbietet."

„Ich begreife," erwiderte Fairfax lächelnd.

Der Fremde lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, blies einige kunstgerechte Ringe in die Luft und ließ dann seine funkelnden Augen einige Sekunden forschend auf dem Gesicht des Doktors ruhen.

„Was haben Sie hier noch so spät gemacht?" inquirierte er dann.

Fairfax stand ihm ausführlich Rede und Antwort. Er fing mittlerweile an, sein Abenteuer von der amüsanten Seite zu nehmen. Dieser Räuber schien ja äußerst umgänglich zu sein. Allerdings war er keinen Augenblick im Zweifel, daß der Fremde nicht so sorglos war, wie er sich gab. Nur eine verdächtige Bewegung und der Revolver hätte sich wieder auf ihn gerichtet.

„Womit fechten Sie denn?" fragte der Unbekannte, als Fairfax seine Erklärung beendet hatte.

„Ich fechte mit dem Bajonett, denn ich halte es für die gefährlichste Waffe im Ernstfalle!" antwortete der Gefragte.

Der andere schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich habe in Heidelberg mit Säbel gefochten, auch gegen Bajonett und stets den Sieg davongetragen. Sind Sie ein guter Fechter?"

„Passionierter Bajonettfechter!" entgegnete Fairfax. Er maß sein Gegenüber verstohlen. Aus dessen Worten klang doch heraus, daß er wahrscheinlich in Deutschland studiert hatte. Das ganze Benehmen, seine Art zu reden, zeugte von Bildung, und Fairfax wußte nicht, wie er das mit einer so entehrenden Beschäftigung in Einklang bringen sollte.

„Ich halte nicht viel von dem Bajonett," nahm der andere das Gespräch wieder auf.

Letzterer Einwand reizte den Doktor und er redete sich für die Ueberlegenheit seiner auserkorenen Waffe ordentlich ins Feuer.

Der Fremde hört aufmerksam zu. Als Fairfax geendet hatte, schnippte er gedankenvoll die Asche von seiner Zigarre und sagte dann plötzlich, wie von einer inneren Eingebung angeregt:

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir können uns persönlich von der Wirksamkeit der Waffen überzeugen. Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, können Sie ruhig darauf eingehen. Verwunden Sie mich, gehört Ihnen Ihr Besitz wieder und eventuell bin ich dann ja auch ganz in Ihrer Gewalt. Verwunde ich Sie, gilt Ihr Eigentum als Preis für meinen Sieg!"

Der Sprecher erhob sich lebhaft und sah sein Gegenüber forschend an. Fairfax zögerte; aber dann glaubte er ein sarkastisches Lächeln auf dem Gesicht des Herausforderers zu sehen.

„Ich nehme die Forderung an!" stieß er hervor und erhob sich gleichfalls.

Ohne den Doktor aus den Augen zu lassen, trat der Fremde jetzt an den Ständer und wählte unter den Säbeln. Prüfend wog er sie in der Hand und führte versuchend einige Hiebe durch die Luft. Endlich hatte er den Rechten gefunden. Es war, wie Fairfax sich überzeugte, der Säbel des Fechtmeisters Colin Almurie. Dieser Mann war ein erfahrener Fechter, das bewies die Umsicht, mit der er bei der Wahl der Waffe vorging. Fairfax machte sich jetzt schwere Vorwürfe, daß er überhaupt den Anstoß zu diesem Zweikampfe gegeben hatte. Wer mochte jener Mensch sein, mit dem er hier zu mitternächtlicher Zeit, fern von helfenden Menschen, in dem einsamen Turme weilte? Ein Räuber war er, ein Gesetzloser, der sicher alles aufwenden würde, um nicht in die Hände seines Opfers zu fallen — dann aber mußte es ein Kampf auf Leben und Tod werden.

Die tiefe Stimme seines Gegners unterbrach seinen Gedankengang.

„Ich erinnere Sie an Ihr Ehrenwort, nichts Verräterisches an mir zu begehen. Es soll ein gleicher Kampf sein und ich schlage deshalb vor, daß wir unseren Oberkörper entblößen."

Er wartete keine Antwort ab, sondern begann, den Mantel abzulegen und sich auszukleiden. Ein Zurück gab es nicht mehr. Mit einem kurzen Stoßgebet entledigte sich auch Fairfax seiner Oberkleider und entnahm dann dem Ständer sein Bajonettier-Gewehr. Das lange, aufgepflanzte Seitengewehr, welches nur zu den Uebungen verwendet wurde, wechselte er gegen ein scharfgeschliffenes um. Nachdem er die Festigkeit der Waffe erprobt hatte, trat er seinem Gegner gegenüber. Mit Bewunderung betrachtete er die schlanke, sehnige Gestalt seines Gegenüber, und mit schnellem Blick erkannte er auch, daß die Hand, die den Säbel hielt, weiß und wohlgepflegt war. An dem einen Finger blitzte ein schmaler Goldreif mit einem Amethysten.

„Es ist doch nicht von Bedeutung, daß ich die Maske nicht ablege? Gegen eine Verwundung gewährt sie gewiß keinen Schutz!" warf der Unbekannte ein, als sie sich in Fechterstellung gegenüberstanden.

„Nein, das kann ich nicht verlangen; denn ich sehe ein, daß Sie unerkannt bleiben wollen," entgegnete Fairfax.

„Gut, lassen Sie uns beginnen!" — —

Durch den stillen Raum hallte der Klang aufeinandertreffender Klingen. Der Sturmwind draußen übertönte das Keuchen der Männer, die sich hier im blutigen Kampfe maßen. Minute um Minute verging. Oft meinte Fairfax einen Vorteil errungen zu haben; aber die brillanten Paraden des Gegners schwächten seine Stöße ab, und er fühlte allmählich, wie seine Kraft erlahmte. Die Hiebe des Maskierten, welcher sich erst nur auf die Defensive beschränkt hatte, wurden heftiger und kamen in schnellerer Aufeinanderfolge. Als der Doktor zu einem letzten, besonders heftigen Stoß ausfiel, gab er sich eine Blöße und diese wurde sofort von seinem Gegner benutzt. Eine gewaltige Prim pfiff durch die Luft, dann fühlte Fairfax, wie ihm plötzlich das warme Blut über die Augen schoß, und mit einer drehenden Bewegung stürzte er mit dumpfem Aufschlag zu Boden. —

Wie lange er so gelegen hatte, wußte er nicht. Als er erwachte, lag er auf zwei zusammengestellten Sesseln und hörte Stimmen um sich. Verwundert ließ er die Augen umherschweifen, da sah er in die dunklen Augen des Fechtmeisters Colin Almurie. Im ersten Augenblick zuckte er zusammen, von einem sonderbaren Gedanken erfaßt. Er wollte sich erheben, doch ein schmerzhaftes Gefühl im Kopf ließ ihn zurücksinken, zugleich fühlte er auch, wie ihn jemand leise auf die Schulter drückte, und eine bekannte Stimme sagte:

„Bleiben Sie liegen, und schonen Sie sich erst noch ein wenig, Mister Fairfax; das dumpfe Gefühl im Kopfe wird bald nachlassen!" Der Sprecher trat jetzt dichter an die Stühle heran und Fairfax erkannte in ihm seinen Kollegen, den alten Doktor Hughes.

„Was ist Ihnen denn eigentlich passiert? Sind das Ihre Sachen, die hier auf dem Tische liegen?" Die metallisch harte Stimme des Fechtmeisters weckte Fairfax aus seinem Sinnen.

Richtig, auf dem Tische lagen seine Sachen. Nichts fehlte, sogar die Brieftasche mit einigen kleineren Banknoten war am Platze.

Henry Fairfax dachte einen Augenblick scharf nach. Dann erzählte er in kurzen Worten, was ihm passiert war. Kopfschüttelnd hörte der alte Doktor zu.

„Zigarren haben Sie geraucht? Ihre Tasche ist aber doch voll!"

Wortlos hielt Almurie ihm die Tasche hin. Fairfax rührte die Tasche nicht an — sein Blick haftete auf der schlanken weißen Hand des Fechtmeisters, die ein Amethystring zierte.

Während er die Augen fest auf das bleiche Gesicht Colin Almuries heftete, sagte er leise, so daß der Doktor es nicht hören konnte: „Ich glaube jetzt, daß der Säbel dem Bajonett überlegen ist. Sie verstehen es, die Zweifler zu überzeugen, Colin Almurie!"

Der Fechtmeister erwiderte nichts; aber zum ersten Male seit ihrer Bekanntschaft sah Fairfax ihn lächeln. — Die Mauern der „Tilbury Tower" verrieten nichts.

— —

Unsere Bilder.

Prinzregent Luitpold (S. Abbildung Seite 268) steht jetzt im 89. Lebensjahre, doch merkt man seinem Körper die Last der Jahre nicht an. Wie alljährlich, weilte er auch jetzt einige Wochen im Hochgebirge, wo er die von dem unglücklichen König Ludwig II. errichteten Königsschlösser Hohenschwangau und Linderhof besuchte. Ist der Weg nicht allzu lang und steil, so legt der Prinzregent ihn zu Fuß zurück; im andern Falle besteigt er eins seiner Reitpferde oder bedient sich der sogenannten „Bergwägelchen", die durch Ponys gezogen werden.

Der älteste aktive Staatsbeamte in Deutschland. Im Alter von 95 Jahren ist der Steuereinnehmer Hartmann aus Rötzheim in der Pfalz (S. Abbildung Seite 268) jetzt in den Ruhestand getreten. Er war 70 Jahre lang im Staatsdienst.

Dr. phil. und theol. Josef Zaus (S. Abbildung Seite 286), Professor der katholischen Theologie an der deutschen Universität zu Prag, ist jüngst zum neuen Rektor dieser Hochschule gewählt worden. Zaus gilt als eine der hervorragendsten Stützen des Deutschtums in Böhmen.

Zur Unterhaltung.

— **Bescheidene Bitte.** Bauer (zum Postbeamten): Geh, sei so gut und schreib' mir an meinen Sohn, der beim Militär ist, eine Karte, aber recht dumm, sonst glaubt er nicht, daß sie von mir ist!

— **Heikel.** Lehrer: Michel, sag' mir 'mal, was hat dich veranlaßt, dein einträgliches Maurerhandwerk an den Nagel zu hängen und Landstreicher zu werden? — Michel: Ja, wissen's, Herr Lehrer, i hab' amal a Haar im Mörtel g'funden und seit der Zeit ekelt's mir vor der Arbeit.

— **Gestörtes Idyll.** Wie sind Sie denn mit dem neuen Vorstand zufrieden? — Sehr schlecht! Er bereitet uns viele schlaflose — Bureaustunden.

— **Ach so!** Herr Kiekemeyer, der Wetterverderber, wie ihn die Leute nennen, weil er die ganze Welt mit seinen Wetterprophezeiungen belästigt, ist heute besonders fröhlich aufgelegt. Bisher hat er sich immer mit allerlei Aushilfsmitteln auf Umwegen behelfen müssen, heut aber hat er endlich einen nagelneuen Barometer heimgebracht. Er hängt das kostbare Instrument an einen Nagel und ruft seinen Sohn Karl herbei, dem er aufträgt, ihm jeden Mittag um zwölf Uhr zu sagen, ob der Barometer gestiegen oder gefallen sei. Gleich am nächsten Tage beglückt Karlchen den Papa mit folgender Botschaft: „Papa, Papa, der Barometer ist gefallen!" — „Viel?" fragt Herr Kiekemeyer begierig. — „O ja," antwortet Karlchen, „er ist ganz entzwei." — Der Barometer lag zerbrochen an der Erde.

— **In vier Sprachen.** Der Ortsvorsteher einer schlesischen Stadt hat in einer Gerichtssache einen kleinen Slovaken zu vernehmen, der kein Wort Deutsch versteht. Das Verhör spielt sich nun folgendermaßen ab: „Zeuge, wo wohnen Sie?" — Der Gefragte schüttelt verneinend den Kopf. — „Sprechen Sie kein Deutsch?" — Abermaliges Kopfschütteln. — „Sprechen Sie russisch?" — Dieselbe Kopfbewegung. — „Sprechen Sie polnisch?" — Wieder keine Antwort. — „Sprechen Sie böhmisch?" — Dasselbe verständnislose Aufschauen und abermalige Verneinung. — „Sprechen Sie italienisch?" — Der Gefragte rührt sich nicht. — „Es ist gut!" — Und der Amtsvorsteher schreibt in das Protokoll: „Ich habe den Zeugen in vier Sprachen ausgefragt, ohne eine Antwort zu erhalten."

— **Entschuldigt.** Vater (zum Prokuristen des Geschäfts, in welchem sein Sohn Lehrling ist): „Sie haben meinem Sohn eine Ohrfeige gegeben, das verbitte ich mir, so etwas darf sich höchstens einmal der Chef erlauben. — Prokurist: „Erlauben Sie, ich bin doch seine rechte Hand!"

— **In Sachsen.** Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): In Ihrer vorigen Stelle wohnten wohl Müller's mit im Haus? — Dienstmädchen: E' ja! — Hausfrau: Was ist denn der Mann? — Dienstmädchen: Ach, der hat, globe ich, auf dem Dache zu tun — der ist Dächniker.

Rätselecke.

Vexierbild.

Wo ist der Bergalte?

Wechsel-Rätsel.

Dem Schmerze gleich, der dich erfaßt,
Kann's Tränen dir erzwingen,
Wenn du versetzt zwei Zeichen hast,
Melodisch wird's erklingen.

Homonym.

Was haben im Keller
Die Flaschen all?
Was herrscht am Hofe
Bei Tafel und Ball?

Rätsel.

Welchen Weltteil du magst wählen,
In nicht einem werd' ich fehlen;
Mild're Luft und Sonnenschein
Laden Kranke zu mir ein.
Wird mein Fuß als Herz genommen,
Kann ich keinem Menschen frommen,
Sei's im Alter, in der Jugend:
Stets entflieht vor mir die Tugend.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Quadrat: Mais, Aula, Ilka, Saaz.
Rebus: Rechten und Borgen, macht Kummer und Sorgen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.